Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 124. Bromberg, den 15. Juni 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von Edmund Sabott.

I.

Bei dem großen Brand im Hermes-Hause wurden von den vierzehn Stockwerken des Gebäudes fünf vollkommen zerstört; drei äscherte das Feuer ein, die beiden andern wurden vernichtet von den ungeheuren Wassermengen, welche die Wehr aus achtzehn Schlauchleitungen in die Flammen schleuderte. Der Nebel, der während des ganzen Tages Berlin eingehüllt hatte, trug Schuld daran, daß das Feuer erst so spät bemerkt wurde und sich so bedrohlich ausbreiten konnte. Gegen Abend vermochte man keine zehn Schritte weit zu sehen. So kam es, daß man den Brand erst entdeckte, als schon der Widerschein der Flammen rot und rauchig hinter den dicken Nebelwänden aufleuchtete.

Zu dieser Stunde — gegen sieben Uhr abends etwa — befanden sich glücklicherweise keine Angestellten mehr in dem Gebäude. Nur im achten Stockwerk hielten zwanzig oder dreißig Vertreter des Kautschukhandels eine Sitzung ab. Sie konnten sich noch rechtzeitig über die durchqualmten Treppen und Flure in Sicherheit bringen. Menschenleben waren also nicht in Gefahr. So glaubte man wenigstens, denn niemand ahnte, daß sich im zehnten Stockwerk des brennenden Hauses noch ein Mann aufhielt. Deshalb wurde auch nichts zu seiner Rettung unternommen.

Dieser Mann war Jan Fock. Er befand sich in den Räumen der Holophor G. m. b. H. und war gekommen, um Platingefäße zu stehlen.

Als unter ihm, fünf Stockwerke tiefer, schon das Feuer wütete, und die Straßen rings um das Gebäude von schrillen, heulenden, trillernden Pfiffen widerhallten, saß er in dem licht- und schalldicht abgeschlossenen Versuchsraum der Holophor-Gesellschaft und wartete den Einbruch der Nacht ab.

Seine Lage war sehr unbequem; er hockte mit angezogenen Knien und geducktem Kopf in einem kaum meterhohen Verschlag, der nur für Lichtmessungen, nicht aber für den Unterschlupf eines Menschen gebaut worden war. Die Luft war warm und stickig, sie roch beklemmend nach Leim und Staub, aber darunter litt Jan Fock nicht sonderlich. Seine Schlafkoje an Bord der „Mary Gaine" war auch nicht viel bequemer gewesen, und die Gerüche dort hatten seine Nase oft noch viel unbarmherziger gepeinigt. Er hatte auf der „Mary Gaine" drei Jahre lang ausgehalten, also würde er wohl auch drei Stunden lang in diesem engen Kasten aushalten. Mehr als Hitze und Gestank setzte ihm der beklommene Widerwille gegen seine räuberische Absicht zu. Aber Jan Fock befand sich in Notwehr. Zwischen ihm und dem Nichts standen nur noch die Platingefäße, die er in dieser Nacht zu stehlen hoffte.

Die Hitze in dem engen Kasten wurde immer unerträglicher. Jan Fock wischte sich mit der Hand über die Stirn. Sein Kopf war so naß, als sei ihm Wasser darüber gegossen worden. Sicherlich saß er ganz in der Nähe der Dampfheizung. In den Tropen war es auch niemals heißer gewesen.

Plötzlich hob er die Nase schnuppernd hoch, sog mißtrauisch die Luft ein und versuchte zu ergründen, wonach es in dieser stickigen Zelle eigentlich roch. Es duftete nicht nur allein nach Leim und Staub, sondern unverkennbar nach verbranntem Gummi.

Vielleicht ein Kurzschluß? fragte sich Jan Fock, aber er hatte nichts Verdächtiges bemerkt, kein Knistern, kein Knacken. Wahrscheinlich täuschte er sich und ließ sich von seinen Nerven einen Streich spielen.

Aber die Wärme stieg, und auch der brenzlige Geruch nahm zu. Von einer Selbsttäuschung konnte nicht mehr die Rede sein, denn Jan verspürte ein Kratzen in der Kehle. Er prüfte abermals die verdächtigen Gerüche, schnupperte noch einmal: es roch nach verbranntem Gummi! Kein Zweifel!

In diesem Augenblick hörte er einen dumpfen, langverhallenden Knall, der das ganze Haus erschütterte und auch die Wände des schall- und lichtdicht abgeschlossenen Versuchsraumes erbeben ließ.

Jan Fock sprang mit einem Ruck auf, war trotz der Erstarrung seiner Beine mit einem einzigen Satz bei der Tür und riß sie auf.

Eine dunkle Wand von Rauch und Qualm stürzte ihm entgegen. Er prallte vor dieser Wand zurück, holte Luft wie ein Erstickender, röchelnd, keuchend, und dieser einzige Atemzug goß Feuer in die Lungen. Er riß beide Arme vor den Mund und krümmte sich in einem Hustenanfall, der seinen ganzen Körper zusammenzog. Dann rannte er, noch immer gebückt, davon, stieß eine Tür auf, daß ihre Glasfüllung gegen ein Möbelstück schlug und klirrend zerschellte, erreichte einen langen vollkommen dunklen Flur, wo die Luft ein wenig erträglicher war. Seine Augen waren blind und verquollen von Tränen. Brust und Hals schmerzten, als rännen unaufhörlich Feuerströme hindurch, aber Jan Fock fühlte das alles nicht, beachtete es nicht; der heiße Schreck hatte ihm jeden Gedanken aus dem Hirn weggeblasen außer dem einen: Feuer! Feuer! Feuer!

Er sprang in langen Sätzen den durchqualmten Flur hinunter. Hier stand der Rauch nur in dünnen Schwaden. Wahrscheinlich sog ihn die Zugluft in den Treppenschächten aufwärts. Aber es war heiß, glühend heiß wie in einem Ofen.

Das Treppenhaus war eine dicke Säule von schwarzbraunem Rauch und Qualm. Jan Fock fuhr zurück, als stünde er vor einem Abgrund, aus dem der Tod seinen glühenden Atem heraufschickte. Er stieß einen Schrei aus, der in den langen Fluren widerhallte, und stürzte sich dann blind und besinnungslos in den stinkenden, beizenden mörderischen Qualm.

Zwei Stockwerke tiefer brach er zusammen und kroch, nach Luft schnappend, auf allen Vieren in den rettenden Flur, wo sich die Luft wieder atmen ließ. Eng an die Wand gedrückt, blieb er liegen und ließ den Kopf hängen. Sein Gesicht war von Tränen und Schweiß überströmt, seine Kleidung klebte am Körper. Die Luft schien vor Hitze zu knistern.

Mit tauben Ohren, die Lider fest zusammengepreßt, kroch er schließlich wieder vorwärts und war in diesem Augenblick bereit zu sterben.

Vielleicht wäre er auch gestorben, vielleicht hätte er sich in sein Schicksal ergeben, wenn in dieser entscheidenden Sekunde nicht ein leiser Ruf, ein klagendes, röchelndes Stöhnen an sein Ohr gedrungen wäre. Er sprang wieder auf. Die Todesbereitschaft flog im Nu von ihm ab. Er lauschte und starrte hinein in die Finsternis. Das Stöhnen wiederholte sich, und jetzt erkannte Jan auch die Richtung, aus der es kam. Ein matter Lichtschimmer sickerte durch die rauchige Dunkelheit. Er kam durch den schmalen Spalt einer nur angelehnten Doppeltür. Jan stieß sie auf. Er blickte in ein großes Sitzungszimmer, auf dessen Boden, nahe der Tür, ein grauhaariger kleiner Mann lag.

Jan verschloß die Tür sofort, um dem Rauch den Zutritt zu verwehren. Jetzt war er wieder vollkommen bei Besinnung und entschlossen, sein Leben bis zum letzten Atemzug zu verteidigen.

Um den alten Mann schien es schlimm zu stehen, er röchelte unaufhörlich. Als Jan aber neben ihm niederkniete und ihn aufrichtete, wurde er still, schlug die Augen weit auf und murmelte Worte in einer Sprache, die Jan nicht verstand.

„Wer sind Sie?“ fragte Jan. Der Mann gab keine Antwort. Sein Kopf fiel von einer Seite auf die andere. Sein Unterkiefer klappte herab.

„Hallo, old boy!“ rief Jan erschrocken und fürchtete, daß der Mann ihm unter den Händen stürbe. Da schlug er zum zweiten Male die Augen auf und flüsterte: „Help me!“

Also ein Engländer! sagte sich Jan. Er würde alles daransetzen, ihn noch lebend aus dieser Hölle zu bringen, so schwierig dieses Unternehmen auch war.

Während er den alten Mann vorsichtig aufhob, gewahrte er die kostbare Busennadel und die beiden Brillantringe, die sein Schützling trug. Zu seiner Ehre aber muß gesagt werden, daß die Schmuckstücke in diesem Augenblick keine Spur von Habsucht in ihm erweckten.

Es gelang nicht, den Mann auf die Beine zu stellen. „Help me!“ wimmerte er.

„Ich werd' Ihnen schon beistehen!“ sagte Jan tröstend auf Englisch. „Haben Sie nur keine Angst! Wir werden uns schon durchbeißen!“

Der Kranke zitterte an allen Gliedern, seine Stirn war heiß. Sicherlich fieberte er, und es war sehr zweifelhaft, ob er sich aus eigener Kraft auf Jans Rücken festhalten konnte. Es mußte eine Tragbahre für ihn gebaut werden. Jan hob den kleinen Teppich vom Boden auf, zerrte in aller Eile von den Fenstervorhängen die Schnüre herunter, flocht sie, so schnell es ging, zusammen und verfertigte aus dem Teppich und den Schnüren einen Trageschurz, indem er die vier Ecken mit den Schnüren verknotete.

Während er noch arbeitete, erlosch das Licht. Es wurde stockfinster. Der Mann begann wieder zu wimmern, seine Zähne klapperten. Jan sprach ihm Mut zu.

Keine Mutter wäre mit ihrem Kinde sorgfältiger umgegangen als Jan Fock mit dem stöhnenden Kranken. Er bettete ihn auf die dürftige Bahre und nahm das Bündel dann behutsam auf seinen Rücken. Die Last war nicht allzu schwer, aber dennoch preßten die dünnen Schnüre Jans Brust und seinen Hals furchtbar zusammen.

Nachdem er sich vergewissert hatte, daß sein Schutzbefohlener sicher und möglichst bequem in dem Trageschurz hing, schickte er sich an, von neuem den Kampf aufzunehmen mit dem Rauch und dem Feuer da draußen.

*

Eine Viertelstunde später drangen zwei Feuerwehrleute unter dem Schutz von Rauchhelmen bis zu dem Sitzungszimmer im achten Stockwerk vor. Sie suchten Senjor Juan Fernando Argentuela, der an der Sitzung der Kautschukhändler teilgenommen hatte und sich nicht unter den Geretteten befand. Da sie das Zimmer leer fanden und nirgend eine Spur des Vermißten entdecken konnten, kehrten sie wieder um und brachten den Wartenden auf der Straße die Nachricht, daß Senjor Argentuela, der brasilianische Millionär, wahrscheinlich in den Flammen umgekommen sei.

II.

Erla Rickenbach hatte im Park ihres Hotels zu San Remo zwei Stunden lang Tennis gespielt und war zum Umsinken müde, als ihr ein Page den Besuch des Herrn Paquin aus Nizza meldete Sie brach das Spiel sofort ab, rief Mary Grontick, ihrer Freundin und Spielpartnerin, ein entschuldigendes Wort zu und folgte dem Pagen durch den schmalen Laubengang zum Hotel.

Im Vorbeigehen warf sie einen Blick zu dem Gartenhäuschen hinüber, wo Jörgen von Fehr, ihr Verlobter, vor einem der zierlichen weißen Tische saß und sich mit Renée Torquette unterhielt. Die kleine Französin lachte aus vollem Halse und hatte Mühe, das Eisgetränk nicht zu verschütten, das sie zwischen den Händen hielt. Erlas Augenbrauen zogen sich zusammen. Als Jörgen von Fehr aber aufblickte, ihrer ansichtig wurde und eine verlegene Miene bekam, wandte sie sogleich den Kopf in eine andere Richtung und drehte sich auch nicht um, als Renées Gelächter sich hinter ihrem Rücken wiederholte.

Herr Paquin wartete im Lesezimmer. Bei Erlas Eintritt schnellte er aus dem niedrigen, geschweiften Ledersessel empor, der an einem der Fenster stand, und näherte sich ihr mit kleinen, etwas tänzelnden Schritten. Sie reichte ihm ihre sonnenverbrannte Hand, die viel kräftiger und sehniger war als die seine.

Das Lesezimmer war zu dieser Stunde beinahe leer. An einem der Tische saß eine alte Dame, die eine Zeitung gewaltigen Umfanges vor ihrem Gesicht hielt, und sich um die beiden nicht im mindesten kümmerte.

„Ich muß Ihnen für Ihre Pünktlichkeit danken, Herr Paquin,“ sagte Erla und versuchte, ihrer Stimme einen gleichmütigen Klang zu geben. „Was haben Sie erreicht?“

Der Franzose machte eine halbe Wendung zu dem Sessel, aus dem er sich soeben erhoben hatte, und Erla lud ihn mit einer Handbewegung zum Platznehmen ein. Sie ließen sich neben dem breiten Fenster nieder, von dem man einen weiten Blick hatte über den Corso Imperatrice und das Meer. Aus dem Teesalon des Hotels kam Musik.

„Also sprechen Sie, Herr Paquin!“ mahnte Erla und konnte ihre Ungeduld nicht mehr länger verbergen.

Paquin sah sich mit besorgter Miene um und wies mit einer fragenden Kopfbewegung auf die alte Dame, die sich hinter der „Times“ verschanzt hatte.

„Sie können unbesorgt sprechen,“ beruhigte ihn Erla, ohne ihre Stimme zu dämpfen. „Die Dame ist stocktaub und hört kein Wort von unserer Unterhaltung. — Was bringen Sie also: Gutes oder Schlechtes?“

Der Franzose machte ein Gesicht, als sei es kränkend, in ihm den Überbringer schlechter Nachrichten zu vermuten; dennoch aber sagte er: „Von einem wirklichen Erfolg kann ich Ihnen leider nicht berichten, mein gnädiges Fräulein.“

Erla schloß für eine Sekunde die Augen. Die starke Spannung wich. „Sie haben keine Spur gefunden?“

„O doch, aber eine, die noch nicht viel verspricht.“

„Hier in San Remo?“

„Nein, in Miami auf Florida.“

Erla blickte ihn an, als befürchte sie, er wolle sich einen unpassenden Scherz erlauben, aber Paquins Miene blieb unentwegt höflich und ergeben. Er zog mit spitzen Fingern seine Beinkleider ein wenig hoch, um die Bügelfalten zu schonen.

„Ich scherze nicht, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er. „Wie ich Ihnen versprach, habe ich die Fingerabdrücke, die wir auf Ihrem Nachttisch gefunden haben, an alle Nachforschungszentralen gekabelt, die nur irgend in Frage kamen. Pariser Geschäftsfreunde waren mir dabei behilflich. Das Ergebnis ist leider ziemlich entmutigend: Die einzige bejahende Antwort kam aus Washington . . .“

„Ich denke aus Miami?“

„In Washington befindet sich die Zentrale des Erkennungsdienstes,“ belehrte sie der Franzose. „Washington teilt mit, daß ein Fingerabdruck, der genau dem gleicht, den wir hier gefunden haben, vor rund sechs Wochen einem Mann in Miami abgenommen worden ist.“

„Und wer ist dieser Mann?“

Paquin zuckte die Achseln: „Bedauerlicherweise kann Ihnen niemand darauf antworten.“

„Die Polizei in Miami muß doch wissen, wem sie den Fingerabdruck abgenommen hat!“

„Leider weiß sie es eben nicht! — Vor sechs Wochen etwa, also Ende Januar, brachten amerikanische Streifboote an der floridischen Küste einen Alkoholschmaggler auf. Das Schiff hieß „Mary Gaine“. Die Besatzung — achtzehn Mann im ganzen — wurde verhaftet und nach Miami gebracht. Unter diesen achtzehn Männern befand sich einer, der den gleichen Fingerabdruck hatte, wie der Dieb Ihres Schmuckes.“

„Kennt die Polizei denn nicht einmal seinen Namen?“

“Doch“, antwortete Paquin, „aber wahrscheinlich kennt sie einen falschen. Der Mann nannte sich John Harrick, und es ist tausend gegen eins zu wetten, daß er nicht so heißt.“

„Hat man denn etwa diesen John Harrick sofort wieder laufen lassen?“ fragte Erla.

Paquin lachte herzlich. „Durchaus nicht; er ist allein gegangen. In der Nacht nach seiner Verhaftung glückte es ihm, auszubrechen. Seitdem ist er verschwunden.“

Erla sank in ihren Sessel zurück und sah in ratloser Verzweiflung Paquin an, der sein Gesicht bedauernd und mitfühlend verzog.

„Ich habe zwar eine Beschreibung von ihm,“ fuhr er fort, „aber was kann man schon mit Beschreibungen anfangen? John Harrick soll ein junger Mensch von etwa

dreißig Jahren sein, ziemlich groß, breit in den Schultern, ein kräftiger, sehniger Bursche. Er sprach geläufig Englisch. Sein Haar, heißt es, sei dunkelblond . . ."

„Er ist es!" rief Erla erregt. „Er ist es!"

„Zweifellos, mein gnädiges Fräulein, er ist es! Ich bin Ihrer Ansicht, wenngleich es ja immerhin ein wenig schwierig ist, sich vorzustellen, daß ein Alkoholschmuggler sechs Wochen nach seiner Verhaftung in Miami hier in San Remo in Ihr Zimmer einsteigt und Ihnen den Schmuck Ihrer Frau Mutter raubt."

„Aber kann es denn anders sein?"

„Kaum. John Harrick aus Miami und der Kletterer aus San Remo sind einundderselbe. Das steht fest. Aber mit dieser Feststellung haben wir nichts gewonnen. Selbstverständlich hab' ich getan, was ich konnte, aber weder in Genua, noch in Marseille, noch in Cherbourg haben meine Anfragen Erfolg gehabt. Die Nachrichten aus Southampton, Liverpool, Hamburg und Bremen stehen noch aus. Es ist aber nicht zu hoffen, daß sie günstiger lauten werden."

„Was soll ich tun, Herr Paquin? Was soll ich tun?"

Der Franzose schwieg eine Weile, strich sich mit seinen nikotingelben Fingern leicht über seine glänzend schwarzen Haare und seufzte dann leise auf. „Ehrlicherweise muß ich mir ein Armutszeugnis ausstellen und Sie bitten, den Auftrag wieder in Ihre Hände zurücklegen zu dürfen. Ich halte die Angelegenheit für hoffnungslos, wenn ein Zufall nicht hilft."

Erla hob unwillkürlich bittend gegen ihn die Hände.

„Vielleicht können Sie sich jetzt doch dazu entschließen, die Nachforschungen der Polizei anzuvertrauen," schlug Paquin in standhafter Uneigennützigkeit vor. „Die Behörden haben andere Hilfsmittel als ich. Es besteht ja noch immer die Hoffnung, daß der Stein irgendwo auftaucht. Ein so großer Saphir kann nicht unauffällig verhandelt werden . . ., es sei denn, der Dieb entschließt sich, ihn zu zerteilen . . ."

„Um Gottes willen!" rief Erla entsetzt. „Das darf nicht sein!" Paquin verzog, unbarmherzig wie das Schicksal, seine schmalen frauenhaften Schultern. „Wenden Sie sich an die Polizei!" riet er noch einmal.

Erla sah unschlüssig und ratlos auf die Kopie eines alten holländischen Gemäldes, die ihr gegenüber an der Wand hing, und suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Sie schwieg lange, und während des Schweigens verwünschte sie zum hundertsten Male den Leichtsinn, der sie veranlaßt hatte, vor fünf Tagen bei dem Nachtfest im Kasino den Halsschmuck zu tragen, der nicht einmal ihr, sondern ihrer Mutter gehörte.

Der Halsschmuck trug einen Saphir von achtzehn Karat, den „Blue Star", wie ihn Frau Marguery Nickenbach nannte. Sie hing an dem Stein mit einer Liebe, die durch Erinnerungen geheiligt war. Aus Vorsicht trug sie den „Blue Star" nur selten, sie argwöhnte überall Diebstahl und Raub, wenn sie den Schmuck angelegt hatte, und diese mißtrauische Ängstlichkeit paßte so wenig zu ihr, daß Erla sie oft lustig bespöttelte. Frau Marguery hatte sich eine höchst gelungene Nachbildung des Schmuckes anfertigen lassen, und nur mit dieser wagte sie sich gewöhnlich zu zeigen.

Auf diese Reise nach San Remo war der „Blue Star" erst nach langen Bedenken mitgenommen worden. Festlichkeiten in der englischen Kolonie von San Remo standen bevor, und Frau Marguery konnte nicht der Versuchung widerstehen, ihren Bekannten und Freunden im Glanze des echten „Blue Star" zu begegnen. Erla bestärkte sie in dieser Versuchung, und schließlich trug allein ihre Eitelkeit Schuld daran, daß der Stein der gefährlichen Reise ausgesetzt wurde. Alles ging gut, keine Diebeshand streckte sich nach dem Saphir aus.

Dann kam jenes dringende Telegramm aus Berlin, das den Vater Erlas schleunig nach Deutschland zurückberief. Er reiste, seine Frau begleitete ihn, und Erla blieb in Gesellschaft ihres Verlobten und einiger Bekannten allein zurück. Da Nickenbach aber in spätestens einer Woche wieder im Süden sein wollte, blieb der „Blue Star" in San Remo.

Am Tage nach der Abreise fand das Fest im Kasino statt. Erla entsann sich noch genau des Augenblicks, da sie vor dem geöffneten Tresor im Hotel gestanden hatte, um sich den Schmuck für den Abend auszuwählen. Sie erinnerte sich ihres leichtfertigen Verlangens, ihrer hellen zitternden Freude, die sie beim Anblick des Saphirs empfunden hatte. Sie wollte ihn einmal, nur einmal tragen! Und sie trug ihn, sie trug ihn während der ganzen Nacht. Erst gegen fünf oder sechs Uhr morgens war sie wieder in ihrem Zimmer. Der „Blue Star" schimmerte an ihrem Halse, sie liebkoste ihn. Viel zu müde war sie, den Schmuck zurückzutragen in den Tresor. Drei oder vier Stunden konnte der „Blue Star" wohl ungefährdet in ihrem Zimmer bleiben. Sie verwahrte ihn in dem Lackschränkchen, das greifbar nahe neben ihrem Bett stand. Dann verfiel sie in Schlaf.

Es war noch dunkel im Zimmer, als ein Geräusch sie weckte. Sie fuhr entsetzt wie aus einem schlimmen Traum auf, sah in der geöffneten Balkontür einen Mann stehen, der sich geduckt nach ihr umwandte und dabei die Hand vor dem Gesicht hielt, damit sie ihn nicht erkenne. Der Mann trug einen Abendanzug, keine Kopfbedeckung, keinen Mantel. Er war dunkelblond, groß und breit in den Schultern. Das Zwielicht, das von draußen hereinfiel, ließ die Umrisse seiner Gestalt deutlich erkennen. Als sie leise aufschrie, sprang er hinaus auf den Balkon und verschwand. Er war über die Brüstung gesprungen.

Erla wollte schreien, aber das jähe Entsetzen erstickte ihren Schrei, lähmte ihre Glieder, und als sie sich endlich aufraffen, das Kästchen des Lackschrankes aufreißen konnte, war es zu spät. Das Kästchen war leer. Sie eilte hinaus auf den Balkon — der Park vor ihr lag verlassen, nichts regte sich, kein Geräusch, — ein leichter Morgenwind spielte in den Blättern der niedrigen Sträucher. Über dem Gewölk im Osten verbreitete sich rosiger Schein. Der Dieb war entkommen, der "Blue Star" verschwunden. —

Paquin räusperte sich zum zweiten oder dritten Male. Erla erwachte aus ihrer Versunkenheit, löste ihre Blicke von dem Gemälde und sah wieder den Franzosen an.

„Ich bin ganz untröstlich, mein gnädiges Fräulein," sagte er, „daß ich Ihnen nur den Rat geben kann, sich an die Polizei zu wenden . . ."

„Aber meine Mutter! Sie vergessen, daß meine Mutter nichts erfahren darf!"

„Das ist auch nicht nötig! Die Polizei wird Ihnen ebenso stillschweigend dienen wie ich. Außerdem kann ich Ihnen hoffentlich schon übermorgen die neu angefertigte Nachbildung des Schmuckes samt der alten nach San Remo bringen. Die neue Kopie ist verblüffend gut ausgefallen. Ich habe sie besichtigt, bevor ich heute zu Ihnen fuhr, und Sie können Ihrer Frau Mutter unbesorgt die Nachbildung als echt unterschieben, bis . . . bis sich der „Blue Star" wieder eingefunden hat."

„Hoffen Sie, daß er sich überhaupt jemals wieder anfinden wird?"

„Warum nicht? Ein solcher Stein kann nicht verschwinden."

„Was wird die Anfertigung der Kopie kosten?"

„Sechshundert Dollars", antwortete Paquin schonungsvoll und machte im Sitzen eine kleine ergebene Verbeugung.

Erla stützte ihr Kinn in die Hand und seufzte tief auf. Sie verehrte in ihrer Mutter die herrlichste und beste Frau der Welt und bereitete ihr nun, durch den Leichtsinn einer einzigen Sekunde, so tiefen Schmerz. „Ach — ich gäbe Ihnen gern das Fünffache, Herr Paquin, wenn Sie mir statt des falschen den echten "Blue Star" wiederbrächten."

Der Franzose lächelte und machte mit beiden Händen eine Bewegung, die sein Bedauern und gleichzeitig seine Bereitschaft ausdrücken sollte, sich dieses Geld zu verdienen.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Dschonken.

Von Dr. Hans Hillebrand.

Als vor nicht allzu langer Zeit das Ende der venetianischen Gondel vorausgesagt wurde, löste diese Kunde allgemeines Bedauern in der ganzen gesitteten Welt aus. Unfaßbar, sich eine Nacht in Venedig beim Klang der Barkarole statt in verhangener, von sanftem Ampellicht durchglühter Gondel in einem knatternden Motorboot vorzustellen. Und dennoch! Das hastige Tempo unserer Zeit kennt kein Erbarmen, wenn es sich darum handelt, überlieferte Werte durch neuere, zweckentsprechendere zu verdrängen.

Ein Land, das noch heute mit zäher Beharrlichkeit an den seit Jahrtausenden überlieferten Formen seiner Küstenschiffahrt hängt, ist zweifellos China. Jede kleine Inselgruppe, jedes Fischerdorf und jeder winzige Hafen führen ihre besonderen Typen von Dschonken (Dschunken), und es ist für den Kenner der chinesischen Schiffahrtsverhältnisse nicht schwer, nach dem Aussehen dieser geheimnisvoll dahinsegelnden Fahrzeuge ihren Entstehungsort mit einiger Genauigkeit zu bestimmen.

Die Dschonke! Sie ist viel mehr, als alle Lexika zusammen von ihr zu berichten wissen. Das Wort selbst bedeutet chinesisch „Schiff". Ein plumpes und dennoch leicht gebautes Fahrzeug mit niedrigem Mittel- und hohem, aufwärts so abenteuerlustig gekrümmtem Vor- und Achterschiff. Die größten Dschonken weisen eine Wasserverdrängung von etwa 500 Tonnen auf sowie je drei Masten und Matten-

segel. Jede Bugseite trägt — hier beginnt schon das Geheimnis — ein großes gemaltes Auge, um angeblich den Kurs nicht zu verfehlen. Verblassen dagegen nicht alle gläsernen „Bullaugen' noch so neuzeitlich eingerichteter Überseeriesen? Aus diesen Dschonken blickt die rätselhafte Seele Asiens, verschnörkelt wie ein Labyrinth, gewiß, doch auch geruhsam und wissend um die Macht verborgener Kräfte. Dschonke! Erweckt nicht schon der weiche Klang dieses Wortes eine Kette mystischer Vorstellungen, lautlos verlaufener nächtlicher Abenteuer in der Brust jedes Europäers?

Tatsache ist: die Dschonken sind heute ein wertvolles Stück aussterbender chinesischer Brigantenromantik für uns; für den Sohn des Reiches der Mitte aber sind sie weit mehr, stolze Zeugen einer ruhmreichen Vergangenheit und die lebendige Mahnung, die Seele Asiens frei zu halten vom Mammongeist des Abendlandes. Freilich, es sank schon manches dieser Schiffe in Trümmer. Die alten herrlichen Kriegsdschonken sind nur noch Sage, bestenfalls Modellstücke für künftige Museen in Peking oder Hongkong.

„Beschreibe mir, wie eine Dschonke aussieht", erklärt also verbindlich lächelnd der seekundige Chinese, „und ich will dir sagen, auf welcher Höhe segelnd du sie finden mußt. Ob auf der von Hongkong, Amoy, Ningpoo oder Chefoo."

Der Schwede Sigurd Sternvall bereiste vor einiger Zeit dieses Küstengebiet zu Forschungszwecken und stellte fest, daß insonderheit die südlich von Schanghai liegenden Häfen Ningpoo, Venchou und Foochu seit altersher zusammen das bedeutendste altchinesische Schiffahrtsnetz bildeten. Die Dschonken dieser Städte fuhren schon in grauer Vorzeit wagemutig bis nach Indien, ja sogar an die Ostküste von Afrika bis nach Sansibar. Auch heute ankern sie noch gelegentlich als seltene Gäste vor Borneo, Sumatra und den Philippinen. Auch Kanton ist als Dschonkenankerplatz größeren Umfanges neben Schanghai und Ningpoo zu nennen, doch beschränkt sich von dort aus der Dschonkenverkehr nur auf den nächstgelegenen Küstenstreifen. Amoy gilt als Heimathafen für Schnellsegler.

Im nördlichen China sind Chefoo, Newchang und Antung als wichtigste Dschonkenstationen anzusehen. Nicht selten segeln von ihnen aus Dschonken nach koreanischen und ostsibirischen Häfen, wobei ihnen ihre backtrogartige Form gegen Eineisungsgefahr einen natürlichen Schutz bietet. Alljährlich zweimal unter Benutzung der halbjährlich wechselnden Winde laufen große, nach Tausenden kleiner Dschonken zählende Fischerflottillen zum Fang aus, begleitet von Bewachungsschiffen, denen die Aufgabe zufällt, in Seenot geratenen Dschonken — sie sind nicht sehr sturmfest — Beistand zu leisten.

Die Besatzung auf einer größeren Dschonke ist, wie Sternvall wiederholt beobachten konnte, nach europäischen Begriffen außergewöhnlich stark an Kopfzahl. Ein Kulileben zählt und die Kulileistung kostet nicht viel, außerdem rechnet jeder Reeder immer noch mit der Risikoquote räuberischer Überfälle auf See. Die Disziplin an Bord wird nicht sehr streng und nach bewährten, patriarchalisch anmutenden Grundsätzen gehandhabt. Befehligt wird die Dschonke vom „laopan" (Schiffer), der sich neuerdings gern „chwan chu" (Kapitän) nennt, ihm zur Seite stehen „ta foo" und „ne foo" (Erster und Zweiter Steuermann). Oft befindet sich auch die ganze Familie des Schiffers an Bord, und dann hat merkwürdigerweise die Frau die Kommandogewalt.

Die Navigation einer solchen Dschonke ist denkbar einfach. Der Schiffer hält sich fast immer in erreichbarer Nähe der Küste, die er im einzelnen so gut kennt, daß er jederzeit den genauen Standort des Schiffes anzugeben vermag. Konturzeichnungen der Küste und genaue Kursvorschriften ersetzen das Meßblatt. Der Kompaß besteht aus einem runden Holzteller von etwa zwölf Zoll Durchmesser. In der Mitte befindet sich eine Vertiefung und in dieser ein Magnet von der Größe einer Stecknadel. Rings um diese Vertiefung ist die Fahrtstrecke in einem verstellbaren Kranz vorgezeichnet. Zur Signalisierung verwendet der Chinese in der Regel ein dumpfes „gonggong" oder ein Tritonhorn von lautem Klang.

Von den Dschonken und ihrer Besatzung sagt der englische Seemann, sie seien „hölzerne Schiffe mit eisernen Männern", gewiß ein schönes Lob, wenn es nicht gerade aus britischem, mithin interessiertem Munde käme. Wie lange wird es noch dauern, bis die ständig wachsende Zahl von Überseedampfern und Flugzeugen die letzte chinesische Dschonke verdrängt haben wird?

Idyll im Buchladen.

Von **Paul Steegemann.**

Auch im Buchladen wachsen jeden Sommer die sauren Gurken, blühen die Idyllen, werden Fliegen gefangen.

Ich war gerade dabei.

Da öffnete sich mit eins die Ladentür, dienstbeflissen hinkte ich dem Kunden entgegen. Er sah ja ein bißchen ulkig aus, das kann man wohl flüstern. Sinnend betrachtete ich seine Schaftstiefel, während er seine Rifle an den Ladentisch installierte.

Es muß mir wohl, dem vierzehnjährigen Lehrling, noch arg an herrischer Entschlossenheit gemangelt haben, denn dieser Old Shatterhand bot mir gleich, einseitig, das brüderliche Du an: „Hol mir mal fix einen halben Liter, Junge!"

Als ich vom Restaurateur Tubbenhauer kam, schwenkte er den Humpen in die knorrige Kinnlade. Dann schritt er wohlwollend die Treppe hinauf, zu seinem Verleger.

Das war mein erstes Erlebnis mit einem Autor. Mit Hermann Löns. In Hannover Anno 1909.

Bunte Chronik

* **Das Ende der Brille.** In gewissen Gegenden ist bekanntlich die Heimarbeit des „Augenmachers" sehr verbreitet. So gehören besonders in Thüringen zahlreiche Familien dem Beruf der Verfertiger künstlicher Augen an, das erklärlicherweise, aber auch bedauerlicherweise im und nach dem Kriege eine besondere Hochkonjunktur aufweisen konnte. Nunmehr kommt die Nachricht, daß es gelungen ist, dünne Linsengläser in Form des Augapfels herzustellen, die bequem und ohne Mühen direkt unter dem Lide getragen werden können und dadurch die lästigen Brillen- oder Kneifergläser ersetzen. Die Muskeln des Augapfels fassen auch diese schier unsichtbaren Glasscheibchen, die also die sämtlichen Bewegungen des Augapfels mitmachen. Von ärztlicher Seite wird nach genauen Untersuchungen angegeben, daß keinerlei Schädigungen durch die Gläser zu erwarten sind und sie bei regelmäßigem Gebrauch voll und ganz die bisher üblichen Brillengläser zu ersetzen imstande sind.

*

* **Der neueste Frauenberuf.** Die amerikanischen Damen der Gesellschaft haben es sehr schwer. Wie soll man seine Zeit hinbringen, und was kann man möglicherweise noch an die Stelle der veralteten Frauenbeschäftigungen, als da sind Kochen, Nähen, Kindererziehung und für den Gatten sorgen, setzen? Es muß etwas Neues sein, und man muß der Frau möglichst einmal wieder ein neues Gebiet erschließen. So hat sich nun eine neue Frauenvereinigung in Newyork konstituiert, deren Mitglieder zu berufsmäßigen Jockeis ausgebildet werden. Bedingung ist erstens natürlich, daß jede Anwärterin im Reitsport gründlich erfahren ist und sich auch an einer Reihe von Sportkonkurrenzen bereits mit Erfolg beteiligt hat. Zweitens aber darf kein Mitglied ohne klingenden Lohn, etwa um der Ehre willen, reiten, denn es soll der Beweis erbracht werden, daß die Frauen auch im Sattel ihren Lebensunterhalt verdienen können. (Was bei den Mitgliedern dieses neuen Klubs anscheinend auch sehr notwendig ist.) Dieser neueste Frauenberuf findet bei den exzentrischen Amerikanerinnen ungeheuren Zulauf, nachdem das Chauffieren und Flugzeuglenken ihnen bereits etwas Altes geworden ist.

Lustige Rundschau

* **Flüchtige Bekanntschaft.** Dame: „Haben Sie meinen ersten Mann gekannt?" — Herr: „Flüchtig." — Dame: „Wieso flüchtig?" — Herr: „Er ist mit meiner zweiten Frau durchgegangen."

*

* **Der Anti-Lärmverein.** „Ja, jetzt haben wir einen Anti-Lärmverein gegründet," sagte der Mann, der die Nerven seiner Mitbürger behüten wollte, stolz. — „Und was werden Sie zur Förderung Ihrer Ideen tun?" — „Das erste ist natürlich, daß wir das Publikum für unsere Ideen interessieren. Aber keine Sorge, wir haben schon ein halbes Dutzend Redner und eine Musikkapelle engagiert!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.